Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim., Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 132. **Mittwoch** den 13. März 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Louis Botha.

In einer Versammlung der Boerenfreunde in Münster äußerte sich der Boerencommandant Joste wie folgt: „Die Kunde von den Friedensverhandlungen ist eine alte Geschichte, sie liegt im Bereiche der Möglichkeit, aber ich glaube nicht daran, am wenigsten glaube ich, daß Botha sich ergeben wird. Wenn er Frieden schließt, so thut er das, wonach wir alle uns sehnen, wir und alle unsere Freunde in Deutschland, nach Frieden und Freiheit für unser Land. Daß er sich bedingungslos ergiebt, daß er den edlen Präsidenten Steijn und den tapferen General De Wet ihrem Schicksal überläßt, das ist eine Lüge, die niemals wahr werden kann." Und an anderer Stelle: „Botha hat nicht das Recht, Frieden zu schließen, Botha ist nicht der Gott von Transvaal: unser Volk führt den Krieg und das Volk macht bei uns Alles." In Bezug auf die gegenwärtige Stimmung der Boeren führte Joste aus: „Wir sind jetzt so weit, daß wir nichts mehr zu verlieren haben, das Blut ist uns warm geworden und Jeder schreit nach Rache."

Bekanntlich hat „Reuter" die Suggestion nach England lancirt, daß, wenn auch mit Botha ein ehrenvoller Frieden geschlossen würde,

Steijn und De Wet

unter allen Umständen von den etwaigen Arrangements auszunehmen und mit aller Schärfe des Kriegsrechtes zu „bestrafen" sei.

Das ist wieder einmal echt „großbritannisch"! Wahrscheinlich weil Christian De Wet und Präsident Steijn mehr Heldenmuth, mehr Tapferkeit und mehr Geschicklichkeit bewiesen haben, als irgend welche anderen Boerenführer und als die sämmtlichen englischen Generäle zusammengenommen, deshalb müssen sie von den Regeln der Civilisation und der völkerrechtlichen Kriegsführung ausgeschlossen werden, auf das die Herren Jingos ihre Rache haben und vielleicht diese beiden Helden doch noch zu Tode hetzen können. Die augenblickliche Stimmung in England scheint jedoch überwiegend gegen einen solchen Auswuchs rachsüchtiger Politik sein, und im Grunde genommen genießt gerade Christian De Wet trotz aller Versicherungen vom Gegentheil unter den Engländern aller Classen mehr stille und offene Bewunderung und Popularität, als die meisten in diesem südafrikanischen Kriege zu plötzlich in die Höhe gewucherten britischen „Nationalhelden" in Generalsuniform.

Das Bureau „Reuter" hat in englischen Diensten und Interessen manche fette südafrikanische Ente in die Welt gesandt, aber die

plumpste und allerdreistste Lüge,

die im Laufe des Krieges geleistet wurde, ist jedenfalls die Meldung, welche „Reuter" unter dem 10. März von Bloemfontein herüber kabelt. Es heißt da wörtlich: „Nicht nur hier, sondern auch in Brandfort und Kroonstad giebt es jetzt Compagnien von früheren Burghers (?), welche jetzt die Waffen gegen die noch im Felde stehenden Boeren tragen." — Daß es sich hierbei natürlich nur um Engländer handelt, welche aus Geschäftsrücksichten sich früher dem Transvaal oder im Freistaat naturalisiren ließen, verschweigt Reuter natürlich absichtlich, um die Welt glauben zu machen, daß jetzt Boeren gegen Boeren zu Felde ziehen, und das Alles zur Ehre und zum Ruhme der geliebten englischen Eindringlinge. Wer lacht da??? —.

Kriegskosten.

In der „Morning Post" wird folgende Vertheilung der auf 120 000 000 Lstrl. veranschlagten Kriegskosten vorgeschlagen: Antheil Englands 90 000 000 Lstrl., Antheil Transvaals und der Oranjefluß-Colonie zusammen 20 000 000 Lstrl., Antheil der Capcolonie und Natals zusammen 10 000 000 Lstrl. Zur Wiederansiedelung der Boeren sollen Transvaal und die Oranjeflußcolonie mittels einer in England unterzubringenden Anleihe von 10 000 000 Lstrl. den Farmern das erforderliche Geld leihen. Außerdem sei Auswanderung von Farmern nach Südafrika zu fördern.

* **Bloemfontein**, 12. März. In den letzten Tagen sind hier eine große Anzahl im Süden gefangen genommener Boeren, sowie ebenfalls viel im Süden erbeutetes Vieh eingetroffen. Blumer's Truppen brachten 28 Gefangene hierher. Heute sind wieder 150 Gefangene hier angekommen.

* **Capstadt, 12. März. („Reuter's Bureau.") Heute sind 12 neue Pestfälle zu verzeichnen. Unter den Erkrankten befinden sich drei Europäer, von denen einer gestorben ist.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 13. März.

Die angesichts der sonst geübten principiellen Zurückhaltung immerhin auffällige Thatsache, daß die **socialdemokratischen Abgeordneten der zweiten hessischen Kammer** unlängst der Einladung des Kammerpräsidenten Geh. Regierungsrath Dr. Haas zu einem parlamentarischen Abend Folge gegeben haben, scheint in den Reihen der „gleichwichtigen Genossen" doch einigermaßen übel vermerkt worden zu sein. Der „Vorwärts" beeilt sich wenigstens, dieses verdächtig bourgeoismäßige Verhalten der Ermählten des arbeitenden Volkes in einer längeren Auslassung, **der man das volle Unbehagen ansieht, zu vertheidigen.** Da heißt es denn, daß seit den etwa 16 Jahren, seit die Partei sozialdemokratische Abgeordnete in den hessischen Landtag entsandt habe, sich diese nie an derartigen geselligen Arrangements betheiligt hätten, da deren Veranstalter stets die Minister gewesen seien. Da dieses Mal aber der Einladende der Kammerpräsident gewesen sei, dem auch der politische Gegner die Anerkennung nicht versagen könne, daß er die Geschäfte des Hauses in unparteiischster Weise führe, hätten die „Abgeordnetengenossen" es für wenig angebracht gehalten, dem parlamentarischen Abend fernzubleiben. Nachdem der Großherzog in Civil erschienen, habe derselbe nach einiger Zeit in Begleitung des Gastgebers den socialdemokratischen Abg. Ulrich aufgesucht, sich zu ihm gesetzt und in nahezu dreiviertelstündiger Unterhaltung alle bedeutsamen Tagesfragen durchgesprochen. Der Großherzog habe hierbei thatsächlich einzelnen politischen und socialen Fragen gegenüber recht tiefes Verständniß gezeigt (wie gnädig! D. Red.), und er werde gefunden haben, daß das, was ihm Ulrich mittheilte, wesentlich abstach von dem, was er bisher zu hören Gelegenheit hatte. Ohne Schaden an seiner Person genommen zu haben, habe der hessische Landesherr sodann seine seltsame Tischgesellschaft wieder aufgesucht. Draußen im Reiche, besonders in Preußen, Sachsen, Weimar und anderen Ländern und Ländchen, werde man diese Scene nicht recht verstehen können; in Hessen jedoch, wo man es auch in Regierungskreisen längst aufgegeben habe, die Socialdemokraten als minderwerthige Menschen zu betrachten, sei man davon nicht besonders überrascht. Der Volkscharakter des Hessenländchens sei im Allgemeinen persönlicher, diesem Einflusse könnten sich auch die regierenden Kreise nicht ganz verschließen. Die „Parteigenossen", welche diesen Abend besuchten, seien zu ihrer Thätigkeit zurückgekehrt, ohne Schaden an ihrer Gesinnung erlitten zu haben. Dem officiellen Besuch und dem Festessen des Großherzogs anläßlich der jeweiligen Eröffnung des Landtags würden die Genossen natürlich auch in der Folge fernbleiben, und sie wären auch dem Besuche dieses parlamentarischen Abends ferngeblieben, wenn dabei monarchische Huldigungsacte, wie Hochs und Hurrahs zu erwarten gewesen wären. Dieses war aber im Voraus ausgeschlossen, weshalb legend welche Bedenken zur Ablehnung der Einladung des Kammerpräsidenten nicht gut geltend zu machen waren. „Genosse" Ulrich werde auch nach der Unterredung mit dem hessischen Landesfürsten das bleiben, was er war. — So weit der „Vorwärts", bei dem die helle Verlegenheit aus jedem Worte seiner Moderwäsche an den hessischen Genossen förmlich herauszleuchtet. Denn kurz und gut ist doch das, was die hessischen socialdemokratischen Genossen gethan haben, um mit Bebel zu reden, infame „Stegmüllerei"! Es ist „ein Faustschlag in das Gesicht des arbeitenden Volkes", sich mit fetten Bourgeois bei „Hummer, Lachs und frischem Bürenschinken" und schäumendem Bier, wohl gar auch Wein, an gemeinsamer Tafel niederzulassen, und auf Kosten des steuerzahlenden Volkes Genüssen zu fröhnen, die diesem im Allgemeinen nicht zugänglich sind, obwohl nach der neuesten socialdemokratischen Reichstagsweisheit der „Sect" ein Getränk des arbeitenden Volkes in Deutschland ist. Wir möchten annehmen, daß die hessischen Genossen über ihren versöhnlichen Volkscharakter auf dem nächsten socialdemokratischen Parteitage werden Rede und Antwort stehen müssen; es dürfte ihnen begreiflich gemacht werden, daß „versöhnliche Neigungen" mit der socialdemokratischen Parteidoctrin in unversöhnlichem Gegensatze stehen, und daß der Bourgeoisie nie und nirgends auch nur der kleine Finger gereicht werden darf. Also wollen es die Parteigötter Bebel, Singer & tutti quanti, die vorläufig das Heft noch fest in Händen haben. Immerhin ist der Vorgang an sich interessant; er ergänzt in „der sozialdemokratischen Bewegung" Mißvergnügtheit, das zunächst noch platonische Verlangen der badischen Genossen auf Vertretung im Reichstagspräsidium durch den Genossen Singer. Qui vivra verra!

Aus juristischen Kreisen schreibt man uns: Dem Reichstage ist ein Antrag zugegangen, der sich auf die **Milderung der Strafen für einige Eigentumsdelicte** bezieht. Um die wesentlichsten Abänderungsvorschläge hervorzuheben, sei angeführt: 1) daß die Strafe für einfachen Diebstahl unter Umständen auch in einer Geldstrafe soll bestehen können, 2) daß die Höchststrafe für das Vergehen der Unterschlagung herabgemindert werden soll, 3) daß der Begriff des Mundraubs erweitert werden soll. In diesen Vorschlägen befindet sich insofern ein socialer Ausgleich, als der erste derselben im Wesentlichen wohlhabenderen Personen, der letzterwähnte den Aermsten der Armen zu Gute kommen wird. Das Vergehen des Diebstahls wird naturgemäß zum weitaus größten Theil von gering bemittelten Personen begangen. Immerhin kommt es nicht allzu selten vor, daß selbst wohlbemittelte Personen sich dieses Vergehen zu Schulden kommen lassen. Es sei hier an die Sammlerdiebstähle erinnert, die manchmal von höchst wohlhabenden Personen begangen werden, die leidenschaftliche Briefmarkensammler, Münzsammler und dergl. sind und die von dem Verlangen, sich in den Besitz eines zu einer fremden Sammlung gehörenden ihn in die Augen stechenden Stückes zu setzen, sich derart hinreißen lassen, daß sie die Begriffe des Mein und Dein verwechseln. Es sei ferner an den noch häufiger vorkommenden Fall erinnert, daß wohlhabende Frauen in einem Putzgeschäfte Seidenstoffe, Straußenfedern oder Derartiges entwenden. Nach dem bestehenden Gesetze müssen derartige Personen — vorausgesetzt, daß sich nicht ihre Unzurechnungsfähigkeit herausstellt, unter allen Umständen ins Gefängniß wandern. Wenn die Möglichkeit gegeben wäre, sie zu einer hohen Geldstrafe zu verurtheilen, so würden sie vor der Entehrung bewahrt werden und zugleich wäre doch der Gerechtigkeit Genüge geschehen. Wie diese Reform z. Th. auch Angehörigen der wohlhabenderen Classen zu Gute kommen würde, so wäre eine Erweiterung des Begriffs des Mundraubs ein Segen für manchen armen Teufel, der eine That begeht, die gewiß bestraft werden muß, bei der aber die denkbar mildeste Strafe angemessen erscheint. Das bestehende Gesetz sieht es, wenn Jemand, der von Noth und Hunger gepeinigt ist, ein Stück Brod oder eine Wurst stiehlt und zur Stillung seines Hungers alsbald verzehrt, mit Recht nicht als ein Vergehen, sondern nur als eine gering zu ahndende Uebertretung an. Das gegenwärtige Gesetz aber kennt diese Erleichterung nur bei der Entwendung von Nahrungs- und Genußmitteln, während nach dem Antrage noch hinzugefügt werden soll, Heil-, Heizungs- und Beleuchtungsmittel, eine Aenderung, die sicherlich allgemeine Zustimmung finden wird. Was schließlich die Herabminderung des Höchstmaßes der Strafe für einfache Unterschlagung von 3 Jahren Gefängniß auf 2 Jahre anbetrifft, so können wir diese schon von unserem principiellen Standpuncte aus gutheißen, daß mit langfristigen Strafen gar nichts gewonnen wird.

Ueber **Italiens Stellung im Dreibunde** wird der Wiener „Neuen Freien Presse" aus Rom, 9. März, geschrieben: Von hervorragender Seite wird Ihrem Mitarbeiter die nachfolgende Information mitgetheilt über die in den letzten Tagen in Italien wie im Auslande anläßlich der letzten parlamentarischen Kundgebung des Ministers des Aeußern, Prinetti, so viel verhandelte Frage, ob Italien im Dreibunde verbleiben werde: „Prinetti's Erklärungen in der Kammer waren in der That außerordentlich kühl, und es ist wohl begreiflich, daß sie in Berlin nicht freundlich aufgenommen wurden. Aber man geht zu weit, wenn man aus ihnen herauslesen will, daß Italien im Begriffe liege, von der Allianz mit den Centralmächten zurückzutreten. Es ist vielmehr Folgendes zu erwägen: Fast gleichzeitig mit dem Erlöschen der Handelsverträge erlischt auch der Bundesvertrag Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Prinetti nun, wohl wissend, daß es den Empfindungen des italienischen Volkes und dessen wirthschaftlichen Interessen nicht entsprechen könne, die Allianz mit den Centralmächten um jeden Preis zu erneuern, hat sich mit großer Reserve geäußert, um Italien den bisherigen Alliirten nicht mit gebundenen Händen wirthschaftlich auszuliefern. Prinetti hat documentiren wollen, daß die deutschen Agrarier und Industriellen, die durch ihre Forderungen die empfindlichsten ökonomischen Interessen Italiens zu verletzen im Begriffe stehen, dies nicht ungestraft thäten, wenn die deutsche Reichsregierung ihnen ganz zu Gebote wäre. Italien exportirt nach Deutschland Citronen, Orangen, unzählige Primeurs an Gemüsen, Blumen, dazu allerhand Industrieartikel, wie Hüte, Seide u. s. w. Schon jetzt waren die Chancen Italiens in

Feuilleton.

Zwei Brüder.

Roman von Franz Rosen.

[6] Nachdruck verboten.

Aber trotz all' seiner Bemühungen kam er nicht recht vorwärts. Sie war immer gleichmäßig freundlich zu ihm, wurdigte ihn aber gar keiner besonderen Beachtung. So wie mit ihm, scherzte und lachte sie mit Jedem, der es wollte; bedankte sich in derselben unbefangenen Weise für die mancherlei kleinen Huldigungen, die sie alle ausnahmslos annahm; hatte auf jedem Ball einen andern Verehrer, mit dem sie sich intensiv amüsirte, und fand ein sichtliches Vergnügen daran, geficiert zu werden.

Da Manfred es unter seiner Würde fand, mit Andern ein Wettrennen um ihre Gunst zu veranstalten, sah er sich oft mit stillem Grimm in den Hintergrund geschoben, und machte seinem Aerger Luft, indem er bei nächster Gelegenheit Maria mit gewissenhafter Nachlässigkeit behandelte. Doch schien sie diese Nachlässigkeit ebenso wenig zu bemerken, wie seine Huldigungen.

Noch ein Anderes kam dazu, ihm das Gelingen zu erschweren. Das war der Umstand, daß Maria's Vater sein Vorgesetzter war. Wenn junge Officiere sich um die Töchter ihrer Vorgesetzten bemühen, haben sie alle Veranlassung, sich besonders tadellos zu führen. Der Oberst Rosen war noch dazu ein ganz ungewöhnlich strammer Vorgesetzter, vor dem seine Untergebenen sammt und sonders einen gewaltigen Respect hatten. — In demselben Maße aber, in welchem Manfred's Gefühle für Maria an Wärme und Tiefe zunahmen, und sein Verhalten gegen sie dies bekundete, nahm seines Obersten Freundlichkeit und Wohlwollen gegen ihn ab. Manfred fühlte es im Dienst sowohl, wie im Privatleben. Es geschah durchaus nichts Auffallendes; nichts, das ein Dritter hätte bemerken können, nur verständlich für Den, der gemeint war. Und es gehörte kein besonderer Scharfblick dazu, um zu erkennen, daß der Oberst seine Absichten durchschaut hatte und ihnen sein väterliches Uebelwollen entgegensetzte.

So war Manfred's Laune bald die übermüthigste — bald die denkbar schlechteste. Er sprach aber noch zu Niemand, auch nicht zu Peter über das, was ihm Herz und Sinn bewegte.

Daß Nicolas Laginsky Maria fortgesetzt mit zarten Aufmerksamkeiten verfolgte, lange Gespräche mit ihr hatte und sie dabei mit seinen vielsagenden Augen immer vertraulicher ansah, kümmerte ihn nicht. Er wußte es kaum. Laginsky kam als Ehrmann dabei überhaupt nicht in Betracht. —

Maria Rosen hatte in der That noch mit keinem besonderen Gedanken an Manfred gedacht. Sie hatte gleich von Anfang an so viel Bewunderer, daß sie gar nicht dazu kam, ihre Gedanken, die sie an Alle gleichmäßig vertheilte, auf einen Besonderen zu concentriren. Sie gefiel sich darin, in wolkiger Höhe unerreichbar über Allen zu schweben, und zog den Weihrauch, den sie ihr streuten, mit Behagen in ihre niedliche Nase.

Mit Nicolas Laginsky war das etwas ganz Anderes. Der hatte von Anfang an ihre Gedanken nachhaltig zu beschäftigen verstanden. Und der kam als Freier gar nicht in Betracht. Um so unbedenklicher konnte sie sich auf ein kleines Freundschaftsverhältniß mit ihm einlassen, das ihr ungemein reizvoll erschien. Laginsky war unstreitig der schönste Mann ihrer Bekanntschaft. Er war geistreich und gefühlvoll. Er war interessant und weitherfahren. Er war umgeben mit dem geheimnißvollen Nimbus einer Vergangenheit, mit der Märtyrergloorie eines zweifelhaften Rufes, den er mit der lächelnden Nichtachtung des guten Gewissens unentkräftet ließ. Er war der Gegenstand allgemeiner, scheuer Neugier in der Damenwelt und heimlicher, amüsanter Anekdoten, die sich die Männer erzählten.

Und diesen Mann hatte sie, die Jungfrau, zu fesseln verstanden. Vor ihr öffnete er sein Herz, das er der verständnißlosen Menge verschloß. Ihr sprach er von seiner rauhen Jugend, von dem Kampf ums Dasein, den er, fern von leitender Elternhand, umgeben von Versuchungen aller Art, führen mußte; von seinen getäuschten Illusionen, seinen fehlgeschlagenen Hoffnungen; von seinen Idealen, die er sich trotz alledem zu bewahren gewußt. Er ließ sie sogar ahnen, daß das Eheglück ihn trog. — Und sie hörte ihm ernst und andächtig zu, und ihr Herz füllte sich mit bewunderndem Mitleid für den unglücklichen, innerlich vereinsamten Mann, den sie allein verstand, der von ihr allein verstanden sein wollte.

Maria Rosen war ein aus den verschiedensten Stoffen zusammengesetztes Ganzes. Sie war kindlich und thaufrisch und hatte ein arglosesGemüth. Dennoch betrat sie die Welt nicht in der Meinung, lauter liebliche Blumen und echte Perlen zu finden. Im Hause des Obersten herrschten sehr praktische, nüchterne und reale Lebensanschauungen, und man hatte sich nie gescheut, in Gegenwart der heranwachsenden Töchter über alle vorkommenden Verhältnisse mit unverblümter Offenheit zu sprechen. So war Maria zwar Dank ihres glücklichen Temperaments frisch, freudig und heiter, aber ohne Illusionen. Sie war von einer natürlichen Klugheit, die schnell auffaßt und praktisch verwerthet. Ihrem Wesen mischte sich eine ganz unschuldige, aber sehr schlaue kleine Berechnungsmanier bei, trotz welcher sie immer verstand, natürlich zu scheinen.

All diese Anlagen und Eigenschaften hätten sehr gefährlich werden können, wenn sie nicht mit einem von Grund aus guten Herzen verbunden gewesen wären. Dies Herz ging oft mit ihr durch, und machte ihre kleine Politik zu schanden.

Dies Herz, vereint mit ihrer mangelnden Lebenserfahrung und Menschenkenntniß, vielleicht auch mit einer gewissen weiblichen Eitelkeit, war die einzige Erklärung dafür, daß sie einem Laginsky ihr Vertrauen, ihre Freundschaft und ihre bewundernde Zuneigung schenkte.

Erst ziemlich spät zog Manfred Waldburg ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich.

Es war nach Weihnachten, auf dem ersten Hofball. Manfred hatte sich über ihre Freundlichkeiten gegen Andere geärgert und übersah sie in sehr auffälliger Weise. Seine Aufmerksamkeiten waren ihr nie besonders aufgefallen; seine Unaufmerksamkeit, nach Art aller verwöhnten Mädchen, bemerkte sie sofort.

Er hatte sie überhaupt nicht begrüßt und stand nun dicht neben ihr, in eifriger Unterhaltung mit einer Andern, als habe er keine Ahnung von ihrer Gegenwart. Maria gewahrte es mit wachsender Verstimmung. Und gewohnt, mit den gewagtesten Manövern Glück zu haben, fragte sie, ihn aus nächster Nähe ansehend:

„Warum sind Sie eigentlich so unausstehlich zu mir?"

Manfred hob langsam die Augen und erwiderte prompt: „Weil Sie mir noch keine Veranlassung gegeben haben, anders zu sein." Maria sah einen Augenblick verblüfft aus. Dann lachte sie laut und herzlich.

„Sie sind ja ein ganz gebarmischter Kriegsmann! Da ist es ja recht gut, daß ich das Eis gebrochen habe — sonst wären wir einander womöglich fremd geblieben — und das wäre doch Schade gewesen um zwei so nette Leute!" setzte sie mit prickelndem Muthwillen hinzu.

Manfred wurde plötzlich ausgelassen lustig, und da sie sehr bereit war, in diesen Ton mit einzustimmen, ging ihre Unterhaltung fröhlich hin und her. Dabei hingen seine Blicke mit zärtlicher Bewunderung an dem Liebreiz ihrer beweglichen Gestalt, der in dem zartblauen Gazekleide mit graziösem Schmuck weißgrüner Schneeglöckchen mehr denn je zur Geltung kam. — Damit wollte er den Stachtanz von ihr haben, der eben beginnen sollte.

„Ja — das müssen Sie ein andermal früher sagen", entgegnete sie mit einem allerliebsten kleinen Siegesbewußtsein. „Für den freundlichen Zufall habe ich mir nichts aufgehoben."

Manfred ärgerte sich, daß er sich selbst um das Vergnügen gebracht hatte, mit ihr zu tanzen. Er suchte Entschädigung, indem er ihr jede freie Minute des weiteren Abends widmete. — Er wußte nicht, was sich inzwischen in diesem Stachtanz, den er nicht bekommen konnte, ereignet hatte.

Maria tanzte ihn mit Nicolas Laginsky. Als er kam, sie zu holen, fiel sie sofort und unwillkürlich aus der übermüthig fröhlichen Stimmung in eine romantisch ernste, die ihr gut stand, weil sie ihr feinstes, manchmal reizlich sicheres Wesen mit einer weichtuenden Weichheit überzog. Laginsky stieß, während er neben ihr stand, seine Blicke sehr zwanglos auf ihr ruhen. Seine Augen nahmen dabei einen schwermüthig lächelnden Ausdruck an.

„Wissen Sie, daß Sie heute wieder die Hübscheste von Allen sind, Maria?" fragte er. Er nannte sie meist bei ihrem Vornamen, ohne jemals ihre Erlaubniß dazu erfragt zu haben. Maria, die unter seinen Blicken langsam tief erröthet war, entgegnete scheinbar abwehrend:

„Sie sollen mir nicht immer Schmeicheleien sagen." Laginsky sah auf seine blanken Stiefelspitzen und lächelte gedankenvoll.

„Ich sage überhaupt nie Schmeicheleien. Ich sage nur die Wahrheit. Ich würde Ihnen auch nicht solche banale Wahrheit sagen, die Sie außerdem schon oft und von Vielen gehört haben werden — wenn ich nicht unter „hübsch" noch Anderes verstände, als eine gewisse Schönheit und Harmonie der Gesichtszüge. — Die Anmuth des Geistes und der Seele, welche die leibliche Hülle durchleuchten — die ist's, welche die Schönheit des Weibes ausmacht." Maria schwieg verlegen.

„Ich glaube, Sie wissen gar nicht, welch' ein ungeahntes Glück mir durch Ihre Bekanntschaft, durch den Verkehr mit Ihnen geworden ist", begann Laginsky wieder, als eine kurze Ruhepause in der rhythmischen Bewegung der Paare eintrat. „Darf ich es Ihnen sagen, Maria?" Sie verneinte nicht. Und er fuhr im Tone unterdrückter Leidenschaftlichkeit, den er meisterhaft zu treffen wußte, fort:

„Sehen Sie, Maria, der Mann kann nicht ohne das innige, austauschende Verständniß eines weiblichen Wesens leben. Er bedarf des liebevoll veredelnden Einflusses eines Geschöpfes, das von der Natur sanfter, reiner und besser geschaffen wurde, als er selber. — Und es ist ein Unglück, wenn er dies Verständniß bei einer anderen findet, als bei seiner Frau", schloß er mit rauher Plötzlichkeit.

„Das darf er eben nicht", fiel Maria ein.

„Er darf nicht? — O, Maria, Sie sind jung und glücklich, in Ihrem Leben haben noch niemals Neigung und Pflicht in starkem Widerstreit gelegen. Wer kann seinem Herzen befehlen — wer kann zu sich selber sagen: Liebe, wen Du mußt, und sei glücklich, wo Du bist? Das Herz kehrt sich nicht daran; das kennt nur ein Müssen: das aus den tiefsten Wurzeln seiner Eigenart mit elementarer Gewalt entspringende."

Maria war dieser Sprache nicht gewachsen; um so größeren Eindruck machte sie ihr. Sie fühlte sich ihrer gleichgiltig schwatzenden Umgebung entrückt, in ein schwüles Dunkel, und ihr ward bange.

„Elisabeth ist so schön und so gut —" stammelte sie.

SLUB
Wir führen Wissen.